

Kleine Freiheiten und lebendiger Widerstand

Eindrücke von einer Reise in die tibetische Provinz Kham



Foto: Markus Bollen

von *Klemens Ludwig*

Markt in Dartsedo: Chinesen bieten ihre Kleider feil, die aus den chinesischen Provinzen importiert werden. Die Tibeter haben kaum noch Platz, um ihre Waren anzubieten.

Schon am Morgen herrscht reges Treiben auf dem Markt von Kanding. In langen Reihen neben der Hauptstraße und in den Seitengassen preisen die Händler ihre Ware an. Das Sortiment kann sich sehen lassen: Äpfel und Birnen, Gemüse und Eier, Hühner und Schweine, Strümpfe und Hosen, Haushaltswaren und Jagdmesser – für jeden Geschmack und für jedes Bedürfnis etwas. Kanding unterscheidet sich auf den ersten Blick nicht von anderen chinesischen Städten. Die schlichten, blauen Anzüge dominieren nicht nur auf dem Markt, sondern prägen das Straßenbild in großen Teilen Chinas.

Man muß schon in die abgelegenen Gassen gehen, um zu sehen, daß Kanding auch noch eine andere Tradition hat. Buchstäblich an den Rand gedrängt, bieten dort Tibeter ihre Waren an, die es sonst nicht gibt; geriebenen Käse und geröstetes Gerstenmehl, als Tsampa bekannt, die Hauptspeise in Tibet.

Während das Angebot ungleich bescheidener ist, beeindruckt die Anbieter durch ihre kulturellen Besonderheiten: Khampas, mit ihren typischen, in die Haare geflochtenen bunten Bändern, finden sich neben Frauen in traditioneller Tschuba ein – offenbar die Relikte einer Epoche, in der Kanding unter sei-

nem tibetischen Namen Dartsedo besser bekannt war. 350 Kilometer östlich von Chengdu gelegen, der Hauptstadt der Provinz Sechuan, war der Ort bis 1949 die tibetische Grenzstation zu China. Von dem tibetischen Erbe ist jedoch heute nicht mehr viel übrig geblieben. Schon hier, zu Beginn unserer Reise durch die alte tibetische Provinz Kham, erleben wir, was die Sinisierung für das Land bedeutet. Die Tibeterinnen und Tibeter stellen allenfalls noch ein Viertel der Bewohner von Dartsedo. Daß ihr Anteil nicht noch weiter zurückgegangen ist, verdanken sie vor allem der geographischen Lage. Die Stadt liegt auf 2.800 Meter Höhe in

einem Flußtal. Die nach allen Himmelsrichtungen hinaufragenden Berge haben den chinesischen Siedlungen eine natürliche Grenze gesetzt.

Die chinesische Dominanz und Überheblichkeit sind aber auch angesichts der jetzigen Bevölkerungsverteilung augenfällig. Eine alltägliche Begebenheit am späten Nachmittag: Es regnet, eine Frau mit Kind hält einen Kleinbus an. Der Fahrer stoppt zunächst, doch als er sieht, daß es sich um eine Tibeterin handelt, drückt er gleich wieder aufs Gas.

Das ist indes nur ein Teil der Wirklichkeit. Auf der anderen Seite erscheinen die Tibeter nicht wie eingeschüchterte Untermenschen in ihrem eigenen Land. Viele bewegen sich mit einer Würde durch die Straßen, die sich leicht vom tristen Alltag abhebt. Offensichtlich können all die Veränderungen und das für chinesische Städte so typische hektische Treiben die Menschen in ihrem Kern nicht berühren. Die wichtigste Quelle für diese Würde und Stärke ist zweifellos der Buddhismus. Er hat sich als erheblich langlebiger erwiesen als die Propaganda der Volksrepublik China.

Zweifelhafte Nähe: Das Militär und die Klöster

Nur noch drei tibetisch-buddhistische Tempel beherbergt die Stadt, und sie alle haben schon bessere Zeiten gesehen. Im Zentrum steht der Nantschu-Tempel, der aufgrund seiner Lage die meisten Besucher anzieht. Neben den Gläubigen finden vor allem Touristen den Weg dorthin, und sie prägen die Atmosphäre. Photoapparate klicken, bisweilen leuchten Blitzlichter auf, und gedämpfte Stimmen versuchen, sich die Wandzeichnungen oder Statuen zu erklären. Von Meditation und Kontemplation ist nicht viel zu spüren. Früher haben erheblich würdigere Gäste den Nantschu-Tempel aufgesucht, zum Beispiel der 5. Dalai Lama. 1653 ist er zu einem Staatsbesuch nach China gereist, und vor dem Abstieg in die Ebene hat er mit seinem Gefolge im Nantschu-Tempel von Dartsedo sein Quartier aufgeschlagen.

In der jüngeren Vergangenheit waren Tempel und Klöster von Dartsedo Stät-

ten weniger erfreulicher Ereignisse. Nach dem Volksaufstand in der Hauptstadt Lhasa und dem Beginn der großen Zerstörungen im März 1959 errichtete die chinesische Volksbefreiungsarmee in einem der Klöster ein berüchtigtes Gefangenlager für »reaktionäre Elemente« aus dem gesamten Osten Tibets. Eine der wenigen Überlebenden, Adhi Tapetso, berichtete später bei einer Tibet-Anhörung des Deutschen Bundestages über den alltäglichen Terror:

Bis in die Gegenwart hinein sucht die Volksbefreiungsarmee die Nähe zu Tempeln und Klöstern – und das sicher nicht aus religiösen Gründen. Im Osten der Stadt, nahe einer Durchgangsstraße, liegt der Dordschedrak-Tempel. Der Komplex aus dem 13. Jahrhundert paßt in das Bild einer sinisierten Stadt, die Mühe hat, eine Minderheit zu akzeptieren. Die meisten Bauten des Tempels sind heruntergekommen. Es fehlt an Geld, sie nach den großen Zerstörungen grundlegend



Foto: Markus Bollen

Litang, eines der größten Klöster in Osttibet, wurde 1959 mit Bombenangriffen in Schutt und Asche gelegt. Nun bauen die Tibeter den Tempel wieder auf.

»In Dartsedo wurden wir in ein Kloster namens Ngatschö-Gönpa gebracht. Die Gebäude waren völlig leergeräumt, keine Statuen, keine Tangkas, nichts war mehr da, nur ein leerer Versammlungsraum, in dem schon andere Gefangene untergebracht waren. Es war ein Gefängnis. Die Mönche und Frauen erhielten dreimal täglich eine Schale mit einer wässrigen Flüssigkeit, angeblich Maissuppe. Schon nach kurzer Zeit waren viele verhungert. Wir waren ungefähr 300 Frauen in dem Gefängnis... Der chinesische Kommandant in Dartsedo hieß Zhang Zu. Er betrachtete uns als seinen Besitz und vergewaltigte uns. Ich glaube, es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß Tag für Tag zehn Gefangene in dem Klostergefängnis starben.«

zu renovieren. Noch im Hauptgebäude des Tempels dominieren zwei junge Chinesen, während sich die wenigen tibetischen Mönche fast eingeschüchtert im Hintergrund halten. Hier haben sie tatsächlich nichts mehr zu sagen, denn in unmittelbarer Nähe steht eine Kaserne der Volksbefreiungsarmee. Böses darf man dabei nicht denken, wie uns die Chinesen versichern. Dieser Tempel sei durch die Soldaten besonders geschützt. Das sagen sie nicht nur, das glauben sie offenbar auch. Von den Gefangen- und Vernichtungslagern haben sie bestimmt noch nie gehört.

Ein paar hundert Meter weiter auf einer Anhöhe steht der Lamansi-Tempel. Der Weg dorthin ist wie der Einstieg in eine andere Welt. Schon aus einiger

Entfernung ertönen Schellen, Gongs, Hörner und melodische Wechselgesänge. Die knapp dreißig Mönche halten eine alte religiöse Zeremonie ab, und China scheint weit entfernt. Zudem zeugt eine rege Bautätigkeit davon, daß sich die Menschen keinesfalls aufgegeben haben.

Zwischen Klosteraufbau und Karaoke-Disko

Mehr noch als dieser Tempel wird die Weiterfahrt Richtung Litang zu einer Reise in eine andere Welt. Der Weg führt über eine grandiose Hochebene, die auf über 5.000 Meter ansteigt. Längst befinden wir uns oberhalb der Baumgrenze. Das zarte Grün der Gräser links und rechts des Weges wirkt mit den violetten, blauen und roten Blumenfeldern wie ein kosmischer Teppich. Im Winter sinken die Temperaturen allerdings auf weniger idyllische 40 Grad minus. In dieser Gegend sind die ursprünglichen Bewohner, die legendären Khampa-Nomaden, weitgehend unter sich. Wie eh und je folgen sie ihren zähen Hochlandrindern, den Yaks und Dris, die ihnen alles liefern, was sie zum Leben benötigen.

Die Hochebene zieht sich bis Litang hin, ein Ort, der unterschiedlicher kaum sein könnte. Schon immer war Litang eines der Zentren des Widerstandes gegen die chinesische Besetzung. Der Tempelbezirk, der früher den Charakter der Stadt geprägt hat, wurde deshalb von der chinesischen Luftwaffe bombardiert. Kein Stein blieb auf dem anderen. Ungeachtet der Repression hat sich der Widerstandsgeist bis heute erhalten. Litang gehört zu den wenigen Städten mit tibetischer Mehrheit. Obwohl der Tempelbezirk noch immer überwiegend aus Baustellen besteht und die ehemals goldenen Kuppeln nur noch vergoldete Imitate sind, ist das religiöse Leben neu erwacht. Alte und Junge umschreiten nach alter Sitte den Ritualweg um den Tempelbezirk oder begeben sich zu Gebet und Meditation ins Hauptgebäude. An den Restaurierungsarbeiten beteiligen sich auffallend viele junge Frauen. Sie schlepen Erde und Ziegel, trampeln den Boden fest oder sägen Holz. Dabei strahlen

sie eine Fröhlichkeit und Lebensfreude aus, als würden sie gerade in die Sommerferien aufbrechen. Beim Wiederaufbau der Tempel mithelfen zu können, ist offenbar auch für junge Tibeterrinnen keine Arbeit, sondern ein Privileg.

Nur einige hundert Meter vom Tempelbezirk entfernt offenbart sich eine völlig andere Welt. Dort dominiert – zumindest akustisch – eine Karaoke-Disco. Sie erfreut sich vor allem unter der chinesischen Jugend großer Beliebtheit. Die Errungenschaften der Moderne haben im tibetischen Hochland indes ihre Tücken, besonders wenn der Strom ausfällt.

die größten Waldgebiete in dem ansonsten eher kargen Land. Vor der chinesischen Invasion betrug die Waldfläche etwa 220.000 Quadratkilometer – das Fünffache der Fläche der Schweiz. Die alte tibetische Regierung wußte um die Bedeutung des Waldes und erließ entsprechende Gesetze: »Von nun an soll es niemandem gestattet sein, jemand anderen an der Anpflanzung von Bäumen auf freiem, unbebautem Land zu hindern. Niemand, weder die Regierung noch private oder religiöse Einrichtungen, dürfen sich solchen gesunden und nützlichen Handlungen in den Weg stellen«,



Foto: Markus Bollen

Die Wälder Tibets werden von den Chinesen abgeholzt. Das Holz wird nach China transportiert; was bleibt, sind kahle Hänge und Bodenerosion.

Hemmungsloser Kahlschlag für Chinas Holzbedarf

Die Straße nach Lhasa führt von Litang aus allmählich bergab zum Yangtse, wo die Autonome Region Tibet offiziell beginnt. Die Tibeter akzeptieren die willkürliche Aufteilung aus dem Jahre 1965 jedoch nicht. Für sie gehört auch der östliche Teil der Provinz Kham zu ihrem Heimatland.

Bald erreichen wir die Baumgrenze wieder. Nadelhölzer, Bergbäche sowie gelegentliche Grünflächen vermitteln das Gefühl vertrauter Idylle. Doch der Schein trügt. Zwischen Litang und dem Yangtse wird der Wald rücksichtslos abgeholzt. Im Süden und Südosten Tibets liegen

lautet beispielsweise ein Dekret des 13. Dalai Lama aus dem Jahr 1913.

Heute ist von diesem Geist nicht mehr viel übrig. Hemmungsloser Kahlschlag, mit dem China seinen Holzbedarf billig deckt, hat die Hälfte der Waldfläche bereits verschwinden lassen, was auch für die Nachbarländer verheerende Auswirkungen hat. Alle großen Flüsse wie der Yangtse, der Mekong, der Slaween, der Ganges, der Brahmaputra oder der Indus entspringen im tibetischen Hochland. Die kahlen Hänge können die Wassermassen des Monsun nicht mehr halten. Sie rutschen ab und tragen Erd- und Gesteinsmassen in die Flüsse, die dadurch immer mehr verschlammten und verheerende Überschwemmungen verursachen.

Die Flutkatastrophen in Nepal und Bangladesch nach dem letzten Monsun haben hier ihre Ursachen. Doch auch im Land selbst sind die Folgen des ökologischen Raubbaus nicht zu übersehen. Etwa hundert Kilometer hinter Litang bedecken Schlammassen von den Bergen die Straße auf einem halben Meter Höhe. Ein PKW hat sich darin festgefahren und blockiert für Stunden den Verkehr. Eine Raupe muß ihn befreien und notdürftig den Durchgangsverkehr aufrechterhalten. Doch das war erst ein vergleichsweise harmloses Hindernis. Zwanzig Kilometer weiter ist die Fahrt für Autos vorbei. Ein Erdbeben hat die Straße auf über 100 Meter Länge vollständig weggespült. Die Aufräumarbeiten dauern mindestens drei Wochen. So lange bleiben die LKW-Fahrer auf ihrem Weg nach Lhasa liegen.

Die Fußgänger profitieren vom Improvisationstalent. Straßenarbeiter haben einen Trampelpfad in den Berg hinein gelegt. Auf der anderen Seite existiert dann ein Pendelverkehr nach Batang, dem letzten Ort vor dem Yangtse.

Die Folgen der Zwangskollektivierung – in den Dienst der Chinesen getrieben

Wir besuchen eines der Zeltlager, die vom Weg aus zu sehen sind. Hier wohnen keine Khampa-Nomaden, sondern Holzfäller mit ihren Familien. Schon bald kündigt uns Hundegebell an. Der Empfang ist freundlich-reserviert. Die Männer und Frauen sind fremden Besuch nicht gewohnt; in diese Gegend verirren sich nicht allzuviel Reisende. Das Eis ist jedoch bald gebrochen, und wir erhalten einen guten Einblick in die Arbeit der tibetischen Holzfäller.

Die Gruppe stammt aus einem Dorf im Tal. Im Frühling errichten sie das Zeltlager, in dem sie bis Winteranbruch



Foto: Markus Bollen

Mit der chinesischen Besetzung kam die Zerstörung der Subsistenzwirtschaft. Nun sind die Tibeter gezwungen, im Dienst der Chinesen ihre eigenen Bäume abzuholzen.

bleiben. Die Hänge, die zur Abholung freigegeben werden, sind genau bezeichnet; der Kahlschlag selbst ist ebenso archaisch wie effektiv. Die Männer rücken dem Wald mit der Axt zu Leibe. Was in Malaysia und Indonesien schwere Motorsägen vollbringen, schafft hier die Masse der Holzfäller. Der Wald verschwindet, und kahle Hänge bleiben zurück.

In jedem Lager, von denen es hunderte im Südosten Tibets gibt, arbeiten sechs bis acht Männer nach genauen Vorgaben. Pro Tag muß jeder zwei Bäume fällen, was mit viel Routine kaum mehr als eine halbe Stunde dauert. Dann müssen Rinde und Äste entfernt und die Stämme zum Abtransport an die Straße geschafft werden. Das ist der schwerste Teil der Arbeit, denn je weiter der Kahlschlag voranschreitet, desto länger ist der Weg zur Straße. Kräne, Raupen oder sonstige technische Hilfsmittel stehen den Holzfällern natürlich nicht zur Verfügung.

In einer Pause möchten wir gern wissen, wie die Menschen zur ihrer Arbeit stehen. Sehen sie nicht die Gefahr, ihre eigene Lebensgrundlage zu zerstören? Oder ist so eine Frage bereits Ökoimperialismus? Langden Drudscha, der Wortführer, antwortet zögernd: »Was sollen wir denn machen? Wir haben schließlich eine Familie zu ernähren...«

In der Tat sind die Holzfäller selbst nicht für die ökologischen Vergehen verantwortlich zu machen. Zu den Folgen der chinesischen Besetzung zählt auch die Zerstörung der Subsistenzwirtschaft. Die Menschen in Tibet lebten im allgemeinen zwar nicht üppig, aber sie hatten ihr Auskommen. In den sechziger Jahren hat die chinesische Volksrepublik durch ausgesprochen volksfremde Maßnahmen wie Zwangskollektivierungen einen großen Teil der tibetischen Landwirtschaft zerstört. Viele können ihre Bedürfnisse nicht mehr selbst decken und sind deshalb darauf angewiesen, Geld zu verdienen. Holzfällen im Dienst der Regierung bietet sich an und erscheint immer noch als kleineres Übel, wenn sonst die Kinder verhungern müssen. Wie alle Staatsangestellten auf unterster Ebene erhalten die Holzfäller 300 Yuan im Monat. Das entspricht einem Wechselkurs von etwa 75 Franken, doch der Wert der Kaufkraft liegt bei etwa 1.000 Franken.

Lukrativer ist der Holztransport, der zum Teil privat organisiert wird. Kleinunternehmer, die sich mit günstigen Krediten einen LKW angeschafft haben, holen die Holzstämme vom Straßenrand ab und bringen sie nach Chengdu. Nur ein kleiner Teil wird in Tibet selbst verarbeitet. Pro Fracht erhalten sie 3.000 bis 4.000 Yuan, mit denen sie alle Unkosten



Viele Städte Tibets haben ihren ursprünglichen Charakter verloren. Tibetische Häuser werden systematisch abgetragen und durch neue Betonblocks ersetzt.

decken müssen. Dennoch bleiben ihnen erheblich mehr als den Holzfällern, denn Benzin ist billig in China. Mit Holz beladene LKW, die allesamt Richtung Osten fahren, prägen das Straßenbild in diesem Teil des Himalaya.

Langden Drudscha, der Holzfäller, verweist noch auf die Wiederaufforstung, zu der sich die chinesische Regierung verpflichtet hat. Das ist vor Ort jedoch reine Theorie und soll vermutlich eher das ökologisch sensible Ausland beruhigen.

Fortschreitende Sinisierung – für Tibet drängt die Zeit

Batang liegt erheblich tiefer als Litang; Luft und Klima sind entsprechend angenehmer, und so ist der Ort ähnlich wie Dartsedo zu einer Hochburg der Chinesen geworden. Auch hier fehlt eine große Kaserne der Volksbefreiungsarmee am Ortseingang nicht.

1990/91 haben die chinesischen Besatzer den gesamten tibetischen Stadtkern abgerissen. Heute schmückt ein großer Platz mit einem monumentalen Helddenkmal die Stadtmitte. Das Denkmal zeigt einen überdimensionalen Adler, der nach einem Sturzflug gerade zur Landung ansetzt. Vielleicht war der Architekt dieses peinlichen Bauwerks ein heimlicher Sympathisant der Tibeter, der

auf diese Weise zeigen wollte, wie China Tibet an sich gerissen hat. Um den Platz herum stehen neue chinesische Gebäude im »pseudo-tibetischen« Stil. Sie beherbergen Billardhallen, ein Jugendzentrum sowie Wohn- und Geschäftsräume. Unter der tibetischen Bevölkerung treffen wir niemanden, der aus Batang stammt. Alle sind aus Chengdu oder einem anderen Teil von Sechuan in den letzten Jahren hierhergekommen. Und ihnen gefällt das neue, moderne Batang. Gefragt, was die größte Attraktion der Umgebung sei, antworten viele, die Stadt selbst.

Die Tibeter können sich dem nicht anschließen. Ihre Siedlungen ziehen sich in die Berge hinein, die Batang umgeben. Der Platz am Rand hat durchaus symbolische Bedeutung. Auch wenn die Tibeter sich und ihre Kultur noch lange nicht aufgegeben haben, arbeitet die Zeit gegen sie. Sofern die Ansiedlung von Chinesen nicht gestoppt wird, bleiben ihnen nur noch einige Reservate; von Selbstbestimmung redet dann niemand mehr. Die neuesten Pläne Pekings geben wenig Anlaß zum Optimismus. China will im Raum Lhasa sowie um Jiangzi nahe der indischen Grenze Sonderwirtschaftszonen errichten. Weitere 200.000 Chinesen sollen deshalb dort angesiedelt werden.

Klemens Ludwig ist Radiojournalist und Autor und schrieb das Buch »Tibet« in der Aktuellen Länderkunde der Beck'schen Reihe. Er ist Vorsitzender der Tibet-Initiative Deutschland.